

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ders ausgedrückt: das mechanische Geschehen innerhalb verschiedener Bezugssysteme gehorcht nur dann den gleichen Gesetzen, wenn diese Systeme keine Bewegungs- (Geschwindigkeits- und Richtungs-)änderung gegeneinander aufweisen. Auf die Änderung kommt alles an! Hiervon sagt das „naive“ „Prinzip der Relativität aller Bewegungsfeststellungen“ gar nichts! Das ist erst die Errungenschaft des Galilei-Newtonschen Relativitätsprinzips. Hierin — also in der Tatsache, daß es lediglich auf die Bewegungsänderung ankommt — steckt die Galilei-Newtonsche „Relativität“. Absolute — d. h. unabhängig von solchen gegenseitigen Änderungen des Bewegungszustandes der Bezugssysteme gültige — Angaben über ein mechanisches Geschehen sind unmöglich.

Damit kommen wir der, im Sinne des Einsteinschen speziellen Relativitätsprinzips gefaßten, Bedeutung des vieldeutigen Satzes: „Es gibt kein absolutes Bezugssystem“ schon näher, ohne sie freilich jetzt schon erreicht zu haben. Nunmehr erst kann der letzte Schritt — der uns zu Einstein führt — erfolgen: Wenn der logische Grund für die Galilei-Newtonsche Relativität darin liegt, daß es nur auf Bewegungsänderungen ankommt, so geraten wir bei jedem Versuch einer absoluten Bewegungsfeststellung in einen Rückschritt ins Grenzenlos-Unendliche*). Es fehlt dann in der Natur vollständig der „ruhende archimedische Punkt“, den unser Geist gebieterisch zu fordern, ohne den er selbst haltlos zu werden scheint. Bei jedem Versuch, absolut gültige Angaben über den Bewegungszustand eines mechanischen Systems zu machen, geraten wir in eine unendliche Menge von Bezugssystemen, die sämtlich gegeneinander Bewegungsänderungen zeigen und somit in einen „Rückschritt ins Grenzenlos-Unendliche“, der uns niemals eine „absolut“ gültige Feststellung des Bewegungszustandes irgendeines mechanischen Systems gestattet. Damit sind wir beim Einsteinschen Relativitätsprinzip angelangt. Es bedeutet auch in erkenntnistheoretischer Beziehung gegenüber dem „Satz von der Relativität der Bewegungsfeststellungen“ und ebenso gegenüber dem ältern Galilei-Newtonschen Relativitätsprinzip etwas absolut und grundsätzlich Neues! In Einsteins Grundsatz ist stillschweigend gegen die gesamte bisherige naturwissenschaftliche Weltanschauung,

*) Regressus in indefinitum.

ja selbst gegen die bisherigen „Relativitätsprinzipien“ der Vorwurf enthalten, auf einer Vorwegnahme des zu Beweisenden (petitio principii) zu beruhen. Nämlich auf der Vorwegnahme des erst zu beweisenden Satzes, daß die Natur als Ganzes, daß das Weltall als solches, ein „Absolutum“ sei; daß sich also der Gedanke an ein „Weltganzes“ ohne Rückschritt ins Grenzenlos-Unendliche überhaupt fassen lasse. Denn dieser Gedanke — wir wollen ihn das „Prinzip der abgeschlossenen Unendlichkeit oder Absolutheit des Weltganzen“ nennen — muß überall da vorausgesetzt werden, wo man in irgendeinem physikalischen Sinne ein „absolutes Bezugssystem“ annimmt. Wollen wir zugleich die erkenntnistheoretische und die physikalische Seite dieser Einsteinschen Deutung des Satzes „Es gibt kein absolutes Bezugssystem“ auf eine kurze Formel bringen, so können wir sagen: „Längen- und Zeitangaben haben nur dann einen bestimmten Sinn, wenn hinzugesagt wird, von welchem Bezugssystem aus sie festgestellt sind. Wechseln wir das Bezugssystem, indem wir von einem Körper auf einen andern übergehen, der sich relativ zum erstern bewegt, so bestimmen sich Ereignisse, die auf dem einen Standpunkt als gleichzeitig festgestellt wurden, unter Umständen als ungleichzeitig auf dem zweiten, und umgekehrt. Uebrigens können Längen- und Zeitmaße mit dem Bezugssystem wechseln.“

Ich stehe nun meinerseits nicht an, der Einsteinschen Relativitätstheorie vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus insofern restlos zuzustimmen, als auch ich anerkenne, daß die gewöhnliche naturwissenschaftliche Weltanschauung — die überlieferte Weltanschauung unserer heutigen Physik — eine Vorwegnahme des zu Beweisenden begeht, wenn sie das „Prinzip der Absolutheit des Weltganzen“ annimmt. Jeder Versuch, sich die Welt als ein abgeschlossen-unendliches („infinites“) Ganzes zu denken, muß scheitern. Wir können uns die Welt vielmehr nur — im unendlichen Rückschritt des Denkens — als ein unabgeschlossen-unendliches („indefinites“) Ganzes denken. Ein absolutes Bezugssystem aber läßt sich nur in einem abgeschlossen-unendlichen (infiniten) Weltganzem widerspruchlos denken. Der Gedanke an ein unabgeschlossen-unendliches (indefinites) Weltganzes aber ist mit dem eines absoluten Bezugssystems unvereinbar. Er fordert dennotwendig das Einsteinsche Relativitätsprinzip.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Alfred Jneichen. Die Weltanschauung Jeremias Gotthelfs. Zürich-Erlenbach, Verlag Eugen Rentsch, 1920.

Der junge Gotthelf als Seelsorger. Bericht des Pfarrvikars Albert Bihius über seine Gemeinde Ukenstorf. Herausgegeben und ein-

geleitet von Rudolf Hunziker. Im selben Verlag, 1921.

Die große Gotthelf-Ausgabe, die mit Unterstützung der bernischen Regierung bei Eugen Rentsch jetzt in rascherem Tempo erscheint (bisher 8 Bände), erhält in den beiden hier angezeigten Büchern zwei Begleiter, die als Ausleger und Beleuchter vielen willkommen sein werden. Wer sich jahre- oder jahrzehntelang mit dem Studium Gotthelfs beschäftigt, ihn genossen und „verdaut“ hat, der wird gern einmal nach einer größeren Arbeit greifen, die versucht, die großen Linien der Weltanschauung zu ziehen, die den Werken des Berner Pfarrers zugrunde liegt. In kurzen Strichen hat dies schon einmal Ricarda Huch getan (Bern, bei Francke 1917); ihr geistreicher und überraschender Vortrag ist sehr lesenswert. Auch Saittschik's Würdigung von Gotthelfs Weltanschauung in seinem schönen Buch „Meister der schweizerischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts“ (Frauenfeld, 1894) hat schon in treffender Weise das Eigenartige an Gotthelfs Auffassung hervorgehoben. Zreischens Buch ist nun nicht ein literarischer Essay, sondern eigentlich eine Doktorarbeit, die sich die Aufgabe stellt, sine ira sed multo eum studio darzustellen, nicht nur, wie das Weltbild Gotthelfs ausfiel, sondern namentlich, woher er es hatte. Nach der Methode der geschichtlich orientierten Literaturprofessoren geht er Gotthelfs Studienlektüre nach und vergleicht dann dessen eigene Aussprüche mit Stellen aus Herder, Schleiermacher, Fries u. a., um zu zeigen, wie sich Gotthelfs Auffassung im ganzen mit der dieser Kultur- und Glaubensphilosophen deckt und worin sie sich doch wieder davon unterscheidet. Das ist ja an sich ein ganz interessantes Unternehmen: der Leser lernt seinen Gotthelf von der geschichtlich bedingten Seite kennen und liest in neuer Beleuchtung manche seiner Formulierungen über Gott, Unsterblichkeit, Welt und Menschen. Aber ich habe beim Studium des Buches eines immer wieder vermisst: das Verständnis des Verfassers für Gotthelfs eigene Art, für die geniale Fähigkeit, aus Glauben und (damals) modernem, d. h. rationalistischem Betrachten und Verarbeiten der Welt eine neue Synthese zu schaffen, die ein wunderbares Ganzes schafft, nicht ein philosophisches System von Begriffen und Lehrsätzen, sondern ein lebendiges Verhältnis zur Welt, eine Erkenntnis der Zusammenhänge, die heute noch etwas schlechthin Großartiges ist und grundlegend sein kann für alle die, die glauben und denken wollen und müssen. Es ist doch nicht genug, wenn der Verfasser nachweist: diese Stelle oder diese Auffassung berührt oder deckt sich mit Fries, diese mit Herder, d. h. mit Philosophen, die Gotthelf als Student gelesen hat. Das Bedeutende ist doch hier nicht die Quelle, sondern das, was Gotthelf damit anzufangen weiß, was er daraus zu gestalten weiß in dichtendem Denken. Der Verfasser scheint mit sehr kühler Stimmung an seine Arbeit herantreten zu sein; erst gegen den Schluß der Arbeit, da wo er von Gotthelfs

Stellung zum bürgerlichen Leben oder von seiner Anpassung an die Anschauungen des Volkes spricht, wird er ein bißchen warm und macht sich ausnahmsweise zum Verteidiger seines Dichters. Mir scheint, wenn man ein Buch über Gotthelfs Weltanschauung schreibt, so sollte man ihm doch innerlich etwas näher stehen, sollte besonders auch in seiner großartigen religiösen Lebensauffassung mehr finden als eine mehr oder weniger altertümliche, uns moderne Menschen von heute etwas sonderbar berührende Erinnerung an alte Zeiten.

Weltanschauung ist bei einem Dichter doch etwas ganz anderes als bei einem Philosophen. Sie gestaltet sich von innen heraus, nach der eigenen Einstellung des Menschen, im Wesentlichen nicht nach der Lektüre einiger Philosophen, mögen diese auch manches Verwandte mit ihm haben. So steht auch Gotthelf in seinem eigenen Verhältnis zur Welt, und wenn er aus der Lektüre geschöpft hat, so wäre hier wohl in erster Linie die gemeinsame Quelle zu nennen, aus der auch Herder, Schleiermacher und Fries vielleicht ihre tiefste Weisheit gezogen haben: die Bibel. In ihren Schriften hat Gotthelf, der Pfarrer und Pfarrerssohn, das Glied einer evangelisch-reformierten Landeskirche, wohl am meisten studiert, aus ihr am meisten geschöpft, so gut wie Goethe und Herder in ihrer Weise dies getan haben. Dazu kommt nun bei Gotthelf ein starkes rationalistisches Element, das ihm ebensogut wie sein Glaube in die Wiege gelegt war als dem Kind einer Zeit der Aufklärung, der auch die Kirche in ihren Hallen und in den Studien ihrer Diener weiten Eingang gewährte. Das Großartige ist nun, so scheint mir, daß Gotthelf ohne Zerrissenheit und ohne eine schwächliche Vermittlungstheologie ein Weltbild in sich gestalten konnte, das Glauben und Denken organisch miteinander verbunden zeigt. Gerade dadurch wirkt er ja heute noch, abgesehen von seiner dichterischen Kraft, auf Bornehme und Niedrige, Gebildete und Ungebildete, Junge und Alte, auf alle die wenigstens, denen eine solche innerliche Verbindung von Glauben und Denken ein lebendiges Bedürfnis ist und bleibt.

Natürlich hatte und hat nicht Gotthelf allein diese Synthese gesucht und gefunden; er war auch darin ein Kind seiner Zeit, wenigstens einer Richtung seiner Zeit, aber nicht weil er Herder und Fries gelesen hat, sondern weil er ähnlich wie sie und nicht etwa wie Kant gerichtet war. Vermisst habe ich dagegen den Hinweis auf Jean Paul, der zwar auch ein paar Mal erwähnt wird, der aber m. E., schon weil er Dichter war und eine ähnliche Mischung von Idealismus und Realismus zeigt, viel unmittelbarer auf Gotthelf gewirkt haben dürfte als jene Philosophen. Schon der rhythmische Stil von Gotthelfs pathetischen Stücken weist stark auf Jean Paul hin; auch ist nicht zu vergessen, wie eifrig dieser schreibselige und nicht in die abstrakten Höhen norddeutscher Philosophie hinaufsteigende Dichter damals vom Publikum gelesen, nein, verschlungen wurde.

Sein starker Einfluß auf G. Keller ist ja festgestellt, und selbst ein C. F. Meyer hatte seine Jean Paul-Periode. Die Verwandtschaft Gotthelfs liegt in der Verbindung von Glauben, Phantasie und Denken, wie wir sie bei beiden Dichtern finden, bei Gotthelf allerdings so, daß der Glaube viel bestimmter das Gewand der christlich-kirchlichen Unterweisung trägt, während Jean Paul mehr einem Gefühlspantheismus huldigt. Beide sind in einem gewissen Sinne Romantiker, indem das gedankliche Element, das bei ihnen bedeutend ist, in Gefühl und Phantasie ein starkes Gegengewicht findet, immerhin so, daß bei Jean Paul Gefühl und Phantasie vielfach die Wirklichkeit so umrankt und überwuchert, daß man kein deutliches Bild mehr von ihr erhält, während Gotthelf als Realist vollkommen anschaulich wirkt und nur insofern als Romantiker gelten darf, daß auch er manchmal, besonders in seinen Sagen und Erzählungen, das Geheimnisvolle und Rätselhafte in der menschlichen Seele aufsucht und nirgends ins platt Rationalistische verfällt. Ihn direkt als Romantiker in Anspruch zu nehmen, wie Zneichen im letzten Abschnitt seines Buches versucht, ist doch wohl eine Einseitigkeit: Gotthelf kommt allerdings von der Romantik her und behält etwas von ihr (wie jeder wahre Dichter); aber er gehört einer neuen Periode an, eben durch seine Deutlichkeit und Sachlichkeit, die das bloß Phantastische und nur Gefühlsmäßige, worin die Romantik schwelgte, überwunden hat.

Ich möchte mit diesen Ausführungen durchaus nicht behaupten, daß in dem Buch von Zneichen diese Einstellung Gotthelfs nicht auch berührt und im ganzen richtig dargestellt sei. Nur betont er mir zu wenig das Bedeutende an ihm, die eigenartige und in hohem Grade befriedigende Verbindung von Glauben und Denken, die ich bei unserm Dichter finde, und worin ich seine Größe als Träger einer Weltanschauung sehe. Einer wissenschaftlichen Untersuchung Mangel an Wärme vorzuwerfen, mag freilich sonderbar erscheinen; denn der Wissenschaftler hat offenbar nur zu prüfen und sorgsam Stein an Stein seines Gebäudes aufzustellen. Wohl aber darf man von ihm erwarten, daß er für den organischen Bau einer aus den Tiefen der Menschenseele hervorgewachsenen Weltanschauung das richtige Augenmaß behalte und seine Aufgabe nicht in der Hauptsache darin sehe, die einzelnen Aussprüche und Ansichten in einen systematischen Rahmen einzuspannen.

Gern wird man nach dieser großen Arbeit den Bericht des jungen Pfarrvikars zur Hand nehmen, den Hunziker mit einer kurzen Einleitung versehen hat. Schon in diesem amtlichen Bericht des jungen Mannes gewahrt man die Grundzüge der Lebensauffassung des erst fünfzehn Jahre später an die Öffentlichkeit tretenden großen Schriftstellers. Th. Greherz.

Robert Jakob Lang. Die ehrsame Jungfrau und andere Novellen. Bern, 1920. Verlag Ferdinand Wyß.

R. J. Lang, den wir schon aus frühern novellistischen Studien als einen feinen Beobachter und gewandten Schilderer des Problematischen in Charakter und Schicksal des Menschen kennen, bewegt sich auch mit diesen vier neuen Spenden wiederum auf diesem, ihm besonders vertrauten Lieblingsgebiete seiner schriftstellerischen Betätigung.

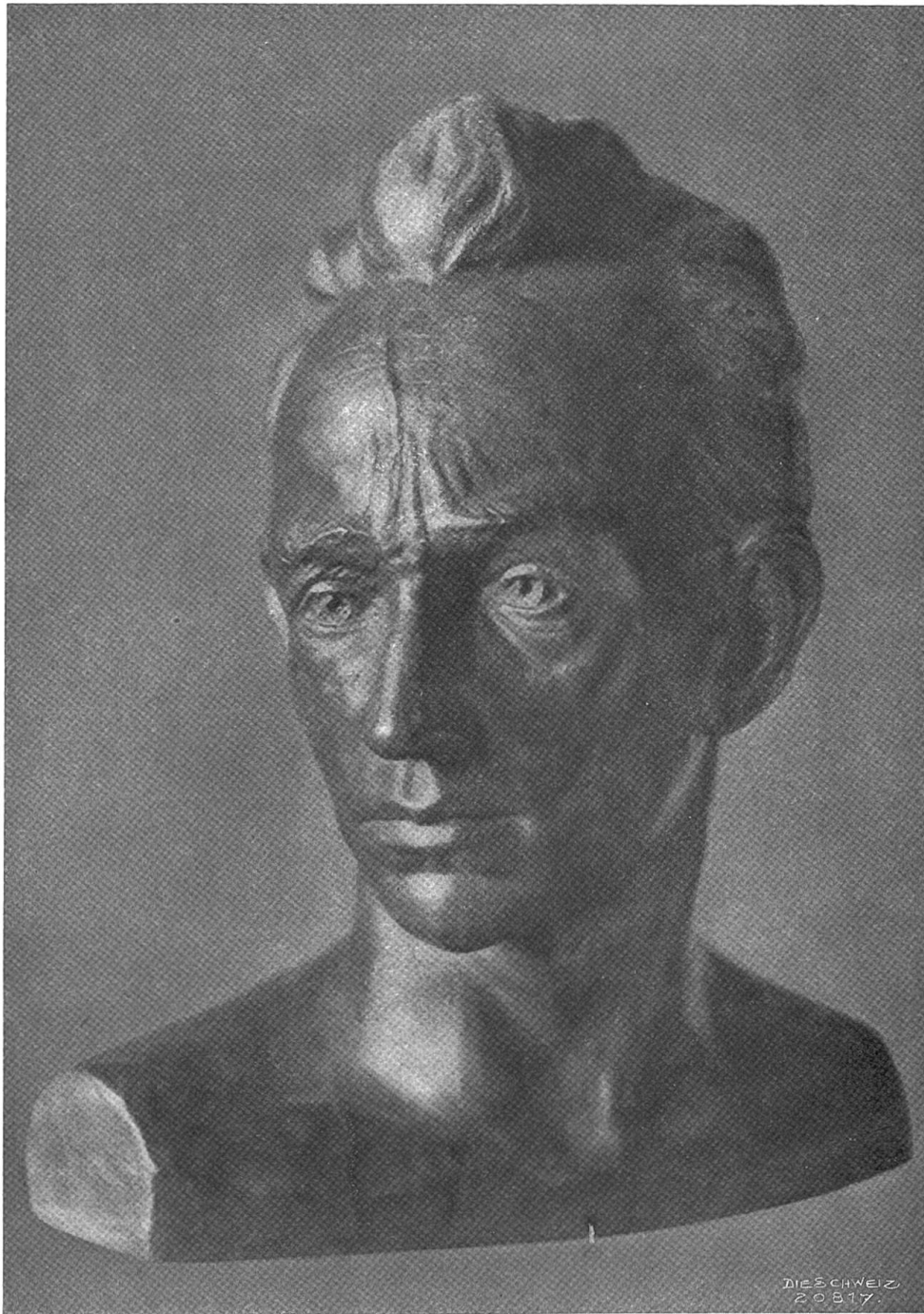
Das ohne alle äußerlichen Reiz- und Effektmittel auftretende Novellenbüchlein enthält die Schilderung von vier Persönlichkeiten und ihren Lebenserfahrungen, die alle außerhalb der gewohnten und ruhigen Geleise des Alltags stehen und verlaufen. Unstreitig die wertvollsten und eigenartigsten Stücke sind die beiden Erzählungen „Das Gewitter“ und „Die Tat des Anton Bühler“, in welchen die bedeutsamen und trefflichen Eigenschaften der Darstellungskunst und psychologisch vertieften Weltbetrachtung R. J. Langs am meisten zur Geltung gelangen konnten. Besonders die erstgenannte Geschichte mit der feinsinnig gebotenen Schilderung eines unseligen, in Vergangenheit und Gegenwart sich abspielenden Doppellebens, eines Eheproblems von hohen seelischen und künstlerischen Qualitäten, scheint mir einen charakteristischen dichterischen Wurf, eine vorzügliche Leistung psychischer Analyse und poetischer Synthese zu bedeuten. Und nicht unebenbürtig steht ihr die andere Studie zur Seite, die uns am Sein und Werden des Tischlermeisters Anton Bühler die eigenartige tragische Entwicklung einer unverstanden und einsam gebliebenen Trümmernatur und ihr endliches Ausmünden und erlöstes Enden in einer ihr völlig fremden Welt politischer Verwirrung und sozialer Gewalttat vorführt, sie menschlich einleuchtend begründet und erklärend.

Gerade in dieser durchgeistigten Wiedergabe und Behandlung der Stoffe und Situationen unbarmherzig brutaler Seelenzustände und Lebenswirklichkeiten, die uns der Autor in einem vornehm schlichten Stil und doch in einer individuell abgetönten Sprache zu vermitteln versteht, liegt das echt künstlerische und Erfreuliche seiner Gestaltungsgabe.

Auch die zwei andern Novellen „Die ehrsame Jungfrau“ und „Die Marseillaise“ schöpfen ihre Stoffe aus einer gleichgearteten Ideenwelt und Anschauungssphäre. Sie sind in mancher Beziehung inhaltlich und formal einfacher und zusammengehaltener, aber auch sie verraten die scharfumrissene, lebendige Zeichnung und die wohlthuende Beherrschung der künstlerischen Formgebung, welche die übrigen Beiträge des Büchleins auszeichnen.

Gern begegnet man dem Schrifttum R. J. Langs, der bekanntlich auch als Lyriker über eine persönlich abgestimmte Formenwelt verfügt, auf den Pfaden einer gesunden, abgeklärten und sich ständig erweiternden und vervollkommnenden Prosaform, die uns hoffentlich auch künftig noch weitere beachtenswerte und willkommene Gaben im Sinne und Geist ihrer bisherigen Vorläufer schenken wird.

Dr. Alfred Schaer.



Karl Hänny, Bern.

Selbstbildnis. Bronzestatuette.
(Museum Bern.)